

IN DIESER AUSGABE

Neues aus dem
Herforder Mittelalter:
Schülerbischöfe
an der
Lateinschule
SEITE 2

Als die Malerfürsten
Liebermann, Slevogt
und Modersohn vor
hundert Jahren
in Herford ausstellten
SEITE 3

Die Geschichte
des Herforder
NUG-Rennwagens
wird erforscht
SEITE 4

Die Bündler
Geschichtswerkstatt
lädt Hobby-Historiker
zum Mitmachen ein
SEITE 4

Holzschuhe an
Kinderfüßen:
Schweichelner
Schüler haben es
ausprobiert
SEITE 5

Der Specht, den
keiner kennt: Man
hört ihn im Herforder
Stadtwald quäken
SEITE 6

Migrations-Ge-
schichte(n): Aus Südame-
rika nach Herford und
wunschlos glücklich
SEITE 7

Als Eislaufen
auf der Weser
bei Vlotho noch
alltäglich war
SEITE 8



Mittendrin: Der Turm links gehört zur Markthalle, die hier noch im Bau ist. In dem Häuschen mit Garten wohnt die Wäscherin Beu. Bald nach der Entstehung der Aufnahme (ältestes Dokument eines Jägerzauns in Herford) wird es abgerissen. FOTO: ARCHIV GESCHICHTSVEREIN

Das Haus der Wäscherin

Minna Beu und die Markthalle: Eine rätselhafte Geschichte aus dem Jahr 1915

VON CHRISTOPH LAUE

Wie in diesen Wochen ist der Herforder Rathausturm im Winter 1915/16 eingerüstet. Der Richtbaum steckt noch. Der Turm guckt oben links über das Dach der Markthalle mit Markthallenturm im Rohbau.

Da, wo sich heute in der Frischehalle die Käse-, Fleisch- und Brottheken finden, im Kellergeschoss der Gehörlosenverein tagt und die Sanitäreinrichtungen liegen, ist ein kleines Häuschen mit Garten von den Neubauten geradezu „eingekesselt“.

Vorne links geht es in die heutige Abteistraße, der hier noch ein Schlammweg ist. Nach rechts erstreckt sich die bereits gepflasterte Elisabethstraße mit den gerade fertiggestellten Teilen der Herforder Markthalle. Über allem thront der Turm des Herforder Münsters.

Das Häuschen wird im Frühjahr 1916 abgerissen worden sein, im November 1916 sind

die Fassadenputzarbeiten an der Markthalle erledigt, 1917 ist der gesamte Komplex von Rathaus und Markthallen fertig.

Mit dem Häuschen mit Garten mitten in der Stadt hat es eine besondere Bewandnis. Hier lebte bis zum Januar 1916 Minna, eigentlich Marie Charlotte Beu, geborene Saarmann, zusammen mit dem Arbeiter Wilhelm Vreden.

Warum das Haus im Winter 1915/16 noch hier stand, ist un-

bekannt. Die Häuser rechts davon waren längst dem Neubau gewichen. Wollte Minna Beu nicht freiwillig weichen?

Das Fachwerkhäuschen war alter Besitz der Fürstabtei Herford. Möglicherweise diente es als Gartenhäuschen im hier befindlichen Abteigarten. 1813 verkaufte es der Fiskus - durch die Säkularisierung der Abtei hatte die Staatskasse es in Besitz genommen - an einen Privatmann. 1857 erwarb es der Vater

von Minna Beu, Maurer Kaspar Heinrich Saarmann. Er zahlte 303 Thaler dafür.

Die am 6. Februar 1848 in Herford geborene Minna heiratete im April 1868 den „Modelleur“ Oskar Beu. Dieser scheint nicht sehr zuverlässig gewesen zu sein, denn bei der Geburt der Tochter Wilhelmine Marie am 22. Januar 1883 wird zu Minna vermerkt: „Ehefrau des seinem Aufenthalte nach seit Jahren unbekanntem Anstreichers Oskar Beu“.

Minna war Plätterin und Wäscherin, ab 1901 wird sie als Witwe bezeichnet. Sie starb mit 87 Jahren hochbetagt 1935 an der Radewiger Straße 14, wohin sie 1916 mit Wilhelm Vreden gezogen war. Ob dieser nicht nur ihr Mitbewohner war, bleibt im Dunkeln. 1935 ist er Invalide.

Minnas Tochter Marie befindet sich 1897 im Herforder Waisenhaus und ist ab 1898 unter anderem bei Metzger Deppe in der Lübberstraße als Dienstmagd tätig. Ihre Spur verliert sich 1904 in Bielefeld.



95 Jahre später: Wo das Häuschen der Wäscherin war, ist jetzt die „Frischehalle“.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Der Bischof kostet eine halbe Mark

Kinderspäße im Mittelalter: Schüler der Herforder Lateinschule wählen für einen Tag ihren Kinderbischof

VON MICHAEL BALDUHN

Rätselhaft mutet auf den ersten Blick an, was die Herforder Stadtoberen in einer Urkunde am 5. September 1423 festsetzen: „Da es bisher üblich gewesen ist, einmal im Jahr einen Bischof zu wählen, haben wir uns erkundigt und nach dem uns Berichteten festgesetzt, dass dies der alte Brauch ist: Wessen Kind erstmals zum Bischof gewählt wird, der soll den Schülern eine halbe Herforder Mark und drei Pfund Wachs für die Kerzen zahlen.“

Für wie bedeutsam man die Geschichte Herfords auch immer halten mag – die Würde eines Bischofssitzes hat der Stadt bisher noch niemand zuzuschreiben gewagt. Gleichwohl zog im Spätmittelalter regelmäßig ein Bischof durch Herfords Gassen.

Das war freilich kein echter, sondern lediglich ein Schülerbischof, ein „episcopus puerorum“. Ein alter und weit verbreiteter Brauch verbirgt sich hinter der Urkunde.

Schon im 11. Jahrhundert durften die Schüler an der Kathedrale von Rouen einmal im Jahr, vorzugsweise am 6. Dezember, dem Nikolaustag, sich einen eigenen Anführer aus ihren Reihen wählen und einen Tag lang an die Spitze der Schule setzen.

Dieser Brauch wird bald in ganz Europa geübt. In Westfalen ist er schon im 13. Jahrhundert in Soest und im 14. in Osnabrück belegt. Da Schulen im Mittelalter zunächst geistliche Einrichtungen waren und der Patron der Schüler, der Heilige Nikolaus, selbst Bischof war, wurde der „neue Schulleiter“ eben als geistliches Oberhaupt, als Bischof kostümiert.

Die Urkunde von 1423 bezeugt die europäische Praxis auch für die Lateinschule am Herforder Münster.

Aber ihr niederdeutscher Text verrät noch mehr. So war das Vergnügen der Schüler für den Vater des Gewählten eine ernste Angelegenheit. Der Rat bat ihn für die Wahl seines Sohnes mit einer halben Herforder Mark und drei Pfund Wachs (für die allenthalben benötigten Kerzen) zur Kasse.

Den Versuch, die Wahl und ihre Begleitkosten zu umgehen, in dem man das Lehrpersonal bestach, strafte der Rat mit der doppelten Summe: „Wenn aber irgendeiner unserer Bürger vorher den Schulmeistern, Hilfslehrern und Predigern etwas gibt, damit man sein Kind nicht zum Bischof wählt, wer das tut, der soll



Kinderspiele im Mittelalter: Einige der Vergnügungen, die Pieter Breughel der Ältere auf diesem Gemälde 1560 dargestellt hat, werden auch Herfords Kinder am Tage des Schülerbischofs genossen haben.

FOTO: AKG-IMAGES

dem Rat eine Mark zahlen.“

So wenig man heute mit leeren Taschen als Schützenkönig auftreten kann, so wenig damals mit leeren Taschen als Knabenbischof. Weitere Ausführungen der Urkunde lassen auf Streitigkeiten um die Bischofswahl schließen, die dann die Obrigkeit schlichtete.

Nachlesen kann man das für die Herforder Schulgeschichte kostbare Zeugnis von 1423 – über die Münsterschule weiß man aus dieser Zeit ansonsten so gut wie nichts – im 1968 erschienenen Urkundenbuch der Stadt Herford.

Noch nicht veröffentlicht ist ein zweiter, bisher unbekannter Beleg für den Herforder Schülerbischof, der weitere Details zum

Ablauf des Festes berichtet. Es handelt sich um die Sammlung von 100 niederdeutschen Musterbriefen, die der Herforder Fraterherr und Humanist Jacobus Montanus 1525 als Übersetzungsübung für seine Schüler am Studentenhof drucken ließ.

In vier Briefen tauschen Vater und Sohn sich über die Vergänglichkeit irdischer Freuden aus. Den Anlass liefert das Fest des Schülerbischofs, das der Vater noch aus eigener Anschauung kennt und an dem er seinem Sohn verständnisvoll teilzunehmen erlaubt.

Ein hell gebleichtes Chormhemd, berichtet dieser, habe man dem Bischof angelegt, ihm Geschenke und Opfer dargebracht und ihn auf einem Stuhl,

dazu Lieder singend, um den ganzen Studentenhof getragen. Viele Zuschauer und wichtige Amtsträger der Stadt – Droste, Vögte und Rentmeister – waren zugegen.

Bischofs-Wahl und Bischofs-Umzug gaben zudem den Kindern der Stadt Gelegenheit für allerlei Spiele. Das Kegeln („de keigelen vmmе werpen“), Laufen, Springen, Ringen, Sackhüpfen, Ball- und Kartenspiele kennt man heute noch. Zudem hat man mit Kugeln unter Bügel hindurchgezielt („de kloete doir den boegell dreuen“) und heute unbekanntere Spiele gespielt, so das „klijshenspeel“ und das „byndtryemen affblausen“. Beendet wurde der Festtag mit einem gemeinsamen Mahl: Von großen Humpen Bier und gesottenem und gebratenem Fleisch schwärmt der Sohn dem Vater vor.

Die Urkunde von 1423 und die Musterbriefe aus der Feder des Montanus von 1525 belegen den Schülerbischof in Herford über mehr als ein Jahrhundert hinweg und bis kurz vor die Einführung der Reformation, die mit vielen altkirchlichen Sitten aufgeräumt hat.

In Herford erfahren wir seither nichts mehr von einem Schülerbischof. Jacobus Montanus war ein entschiedener Befürworter der neuen Religion, zu deren

Durchsetzung er maßgeblich beigetragen hat. Seinen Zöglingen am Studentenhof mochte der sensible Pädagoge den traditionsreichen Spaß des Schülerbischofs gleichwohl nicht vorenthalten.



Schutzpatron der Schüler: Der Nikolaus (hier im Struwelpeter aus dem 19. Jahrhundert).

Der Autor

Privatdozent Dr. Michael Balduhn lehrt deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Universität Hamburg.

Der Herforder Studentenhof

1430 gründet der päpstliche Protonotar Hermann Dweg testamentarisch eine Stiftung. Eines ihrer Ziele war, in Herford jeweils vier Jahre lang zwölf Stipendiaten, von denen je zwei aus Breslau, Deventer, Herford, Köln, Lübeck und Lüttich stammen sollten, in der lateinischen Sprache unterrichten zu lassen. Anschließend sollten sie an der Universi-

tät Köln Theologie oder Jura studieren können. Der Fraterherr und Humanist Jacobus Montanus (†1534/35) war seit 1520 Rektor des Herforder Hauses („curia studentium“), das ganz in der Nähe der Straße „Am Holland“ lag. Mehrere seiner Schulbücher richten sich ausdrücklich an Stipendiaten des Studentenhofes (HF vom 15. 3. 2009).

Kunstverständnis vor hundert Jahren

Als Malerfürsten wie Liebermann, Slevogt und Modersohn ihre Werke in Herford ausstellten

VON CHRISTOPH LAUE

Nicht erst seit MARTa wird in Herford über Kunst diskutiert. Vor 100 Jahren löste eine große Gewerbe- und Industrie-Ausstellung auf dem Lübberbruch kontroverse Debatten, aber auch Kauflust aus.

Für die aufstrebende Industriestadt war es ein großes Ereignis. Der Herforder Architekt Wilhelm Köster hatte auf einem 2,8 Hektar großen Grundstück (wo heute das Theater steht) mehrere Gebäude errichtet, darunter eine Gewerbehalle von 4.500 und eine Maschinenhalle von 1.800 Quadratmetern. Die Fassade der Industriehalle war über 100 Meter lang.

Die Schau soll der heimischen Industrie zur Selbstdarstellung dienen. Gezeigt werden Schoko- und Bonbonprodukte, Möbel, Gewebtes, Eisenwaren, landwirtschaftliche Maschinen, Hausgeräte, Elektrizität und Motoren.

Handwerks-Innungen ihr Können, so in einer Musterbäckerei und einer Fleischerei. Nur die Konfektions- und Tabakindustrie hielt sich zurück, wie ein Bericht vermerkte.

Veranstalterin war ein Gre-



Hier geht's zur Kunst: Mehr als 50 Künstler stellten in diesem temporären Bau auf dem Lübberbruch aus.



Bilder einer Ausstellung: Die Kuratoren haben Ölgemälde eng gehängt und in ein bürgerliches Wohn-Design eingefügt. Im Hintergrund ist der Panther von Fritz Behn zu sehen, der 10.000 Mark bringen soll. (FOTOS: ARCHIV GESCHICHTSVEREIN, SAMMLUNG POLSTER)

mium von elf angesehenen Herren der Gesellschaft. Und diese sorgten auch für eine Sonderausstellung „moderner Meister“, für die eine eigene neue Kunsthalle bereitstand, durch einen hübschen Brunnengarten vom übrigen Gelände getrennt.

Wie kommt die Kunst auf eine Gewerbeschau? – Eine Ausstellungszeitung gibt Antwort: „In der Großstadt bilden die Museen die Hochschulen für das Volk. Der Provinz, und besonders den kleinen Städten in ihr, fehlen Kunstsammlungen (...). Sie stehen in Gefahr, in ästhetischer Beziehung zu verkümmern oder ganz zu veröden“.

So dient der Kunstverkauf nicht nur dem Geschäft, sondern auch der Volksbildung: „Die seltene Gelegenheit, die während der nächsten Wochen geboten wird: eine große Anzahl vortrefflicher moderner Meister, darunter Träger erlauchter Namen, kennenzulernen, wird

hoffentlich eifrig benutzt...“

Zu sehen waren vor allem Werke der „Vereinigung nordwestdeutscher Künstler“ mit vielen Worpsweder Künstlern: Maler wie Leopold von Kalckreuth, Ludwig Dettmann, Otto Modersohn, Karl Vinnen und Hans am Ende waren vertreten.

Dazu war eine große Zahl „unserer ersten und bedeutendsten modernen Maler zur Beschickung aufgefordert worden“. Unter ihnen waren Max Liebermann („Pionier des französischen Pleinairismus und Impressionismus“), Lovis Corinth und Max Slevogt.

Weit über 50 Namen werden im Katalog genannt. Max Westfeld ist darunter, ein Düsseldorfer Maler aus jüdischer Herforder Familie.

Heinrich Vogeler aus Worpswede hatte ein ganzes Damenzimmer mit seinen Werken behängt. Auch Malerinnen waren vertreten, so Ida Stoewer (mit

„Die Badenden“), Anna Plate (aus Dresden), Cläre Neuhaus, Hermine Schröck und Alice Trübner.

Da durften Bildhauer nicht fehlen. Der Katalog nennt Lewin Funcke (mit einer Bronze-Figur „Tänzerin“), Hans Perathoner (er zeigte sein Modell des Linnewebers für Bielefeld), Georg Römer, Wilhelm Krieger, Franz von Stuck (bronzener Athlet) und Fritz Behn mit einem königlichen Panther, der 10.000 Mark bringen soll.

Die Industrie und Gewerbeschau im Juli 1910 war ein voller Erfolg. Etwa 200.000 Menschen besuchten die Ausstellung, ein täglicher Durchschnitt von 5.000 Besuchern. An den Sonntagen zählte man oft 20.000 Besucher. Der Überschuss von 34.000 Mark diente gemeinnützigen Zwecken. Der Reinerlös der Kunstaussstellung von 1.600 Mark sollte „für die bildende Kunst verwandt werden.“

Extremes und Unsauberes

Die Kunst auf dem Lübberbruch Anno 1910 löste Diskussionen aus. So beantwortet ein Autor Fragen aus dem Leserkreis – zum Beispiel zum damals ungewohnten Impressionismus. Er sei eine Malerei, „welche die Dinge so darstellt, wie sie uns erscheinen, ... wie sie unter dem Einfluss der Atmosphäre und des Lichts sich zeigen.“

Er kritisiert, dass die Begriffe Impressionismus, Modern und Sezession durcheinandergeworfen werden, verweist auf den Pleinairismus (die Freiluftmalerei), den Pointillismus (auch Neo-Impressionismus genannt) und die heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Traditionalisten und Modernen.

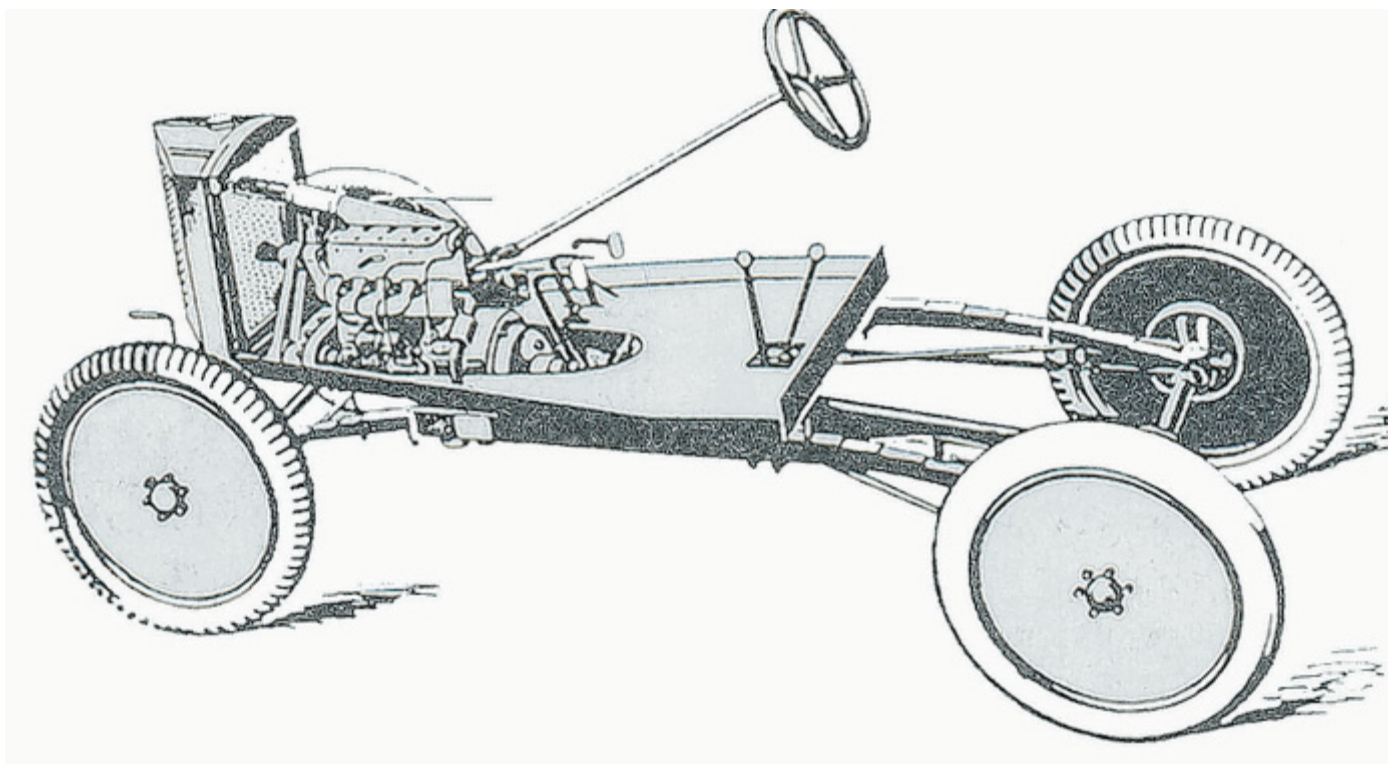
Auf die Expressionisten ist er nicht gut zu sprechen: Manche aus dem modernen Kreise versuchten, sich durch Extremes, unsaubere Sexualität und abschreckende Hässlichkeit als wahre Künstler zu dokumentieren. Dies ginge hin bis zur vollständigen Unverständlichkeit. So soll in München ein „hochmodernes Werk bis zum Schluss der Ausstellung verkehrt herum aufgehängt gewesen sei(n), ohne dass es jemand bemerkt hätte...“ C.L.



Im Geschmack der Zeit: Ausstellungs-Objekt eines unbekanntenen Künstlers.



Ölgemälde und Skulpturen: Ein Ausstellungsraum, abgebildet im Katalog.



In Herford konstruiert: Eine schematische Zeichnung des technischen Aufbaus des NUG-Wagens. Neben dem zeittypischen „Spitzkühler“ fallen insbesondere die den Rahmen bildenden Längsblattfedern ins Auge.

FOTO: ARCHIV MILITZER

Das NUG auf der Überholspur

Als in Herford Autos gebaut wurden / Spurensuche für Niebaum und Gutenberg

VON JÖRG MILITZER

Vor zwanzig Jahren ging der Gütersloher Miele-Konzern auf die Suche nach seiner eigenen Geschichte, zu der zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch die Produktion von Personenkraftwagen zählte. Von den kaum 150 gebauten Fahrzeugen ist ein Exemplar gefunden worden und kann heute im werkseigenen Museum bewundert werden.

Ob jemals ein überlebender NUG-Wagen gefunden werden kann, ist fraglich. Trotzdem soll die Geschichte dieses Herforder Fahrzeugs aufgearbeitet werden: Faszinierende Einblicke in

die Herforder Wirtschafts- und Technikgeschichte sind zu erwarten.

NUG steht für das Herstellerunternehmen, die Niebaum und Gutenberg AG mit Sitz an der Bündler Straße. 1874 wurde es als Unternehmen zur Herstellung von Dreschmaschinen gegründet. Heinrich Niebaum war der Kopf. Eine Reihe von Patenten wurde auf seinen Namen und die seiner Unternehmen registriert.

Aber auch die zweite Gründerfamilie hat es in sich. Mit Erich Gutenberg brachte sie den Begründer der modernen Betriebswirtschaftslehre.

Die Firma Niebaum&Guten-

berg wurde 1924 nach der Währungsreform liquidiert. Doch Ingenieur Niebaum wagte einen Neuanfang und mit den Herren Paul Hamacher und Valentin van Hoorn gewann er neue Geschäftspartner, aus deren gemeinsamen Unternehmen das Autohaus Niebaum & Hamacher hervorging. So weit ist diese Geschichte bekannt. Doch über die kurze Zeit der Pkw-Produktion wissen wir wenig. Zwar taucht in der Fachliteratur auch der Hinweis auf die Teilnahme an Rennveranstaltungen der NUG-Wagen auf, aber darauf beschränkt sich das Wissen um diesen Kleinwagen aus den Zeiten der Weimarer Republik.

Gesucht werden nun alle Informationen zu den genannten Firmen und natürlich zum Auto selbst. Vielleicht existiert ja auch noch in dem einen oder anderen privaten Fotoalbum ehemaliger Mitarbeiter eine Abbildung eines solchen Wagens. Bei der Bildbestimmung hilft Jörg Militzer, der sich der NUG-Geschichte nun angenommen hat, als ausgewiesener Kenner der Kraftfahrzeughistorie gern weiter.

Auch über weitere Informationen zum NUG-Auto, des Herstellerunternehmens und der einst beteiligten Personen würde er sich, erreichbar unter der Telefonnummer 05223 6530230, freuen.

Die Bündler Geschichtswerkstatt hat viel vor

Vorträge, Veröffentlichungen, Exkursionen, Arbeitstreffen / Jetzt werden Straßennamen erforscht

In Bünde hat sich vor geraumer Zeit ein Kreis von Hobby-Historikern zusammengefunden, der sich der Lokalgeschichte verschrieben hat. Im Rahmen der Volkshochschule führt Jörg Militzer, Initiator und Leiter der Werkstatt, den Arbeitskreis nun in das fünfte Jahr seines Wirkens.

Vorbild war die Exteraner Geschichtswerkstatt, die seit mehr als zwei Jahrzehnten aktiv – und unverändert produktiv ist. Was in Bünde als Workshop zu geschichtlichen Themen begann, hat sich zu einem Komplettpaket gemauert. Neben Publikationen die aus dem Umfeld der Werkstattarbeit entstanden, so



Seltener Straßennamen: Er erinnert an die Errichtung einer Bündler Siedlung für Versehrte des 1. Weltkriegs in der Nazizeit.

ein Kalender mit historischen Motiven der Elbestadt, gibt es jeden Monat eine Veranstaltung zu geschichtlichen Themen.

Während in der warmen Jahreszeit Rundgänge und Exkur-

sionen durch Stadt und Region im Terminkalender stehen, treffen sich die bis zu 50 Teilnehmer in der dunklen Jahreszeit zu Vorträgen in den durch das Immobilienbüro Schuster zur Verfü-

Stuhlflechterei und Ton-Bausteine

Im Hiddenhauser Holzhandwerksmuseum wird am Sonntag, 20. März, eine Ausstellung mit Arbeiten aus dem Bethel proWerk eröffnet. Stuhlflechterei, Handwerksbuchbinderei, Handweberei, Textil-, Holz- und Keramikarbeiten, Seifen, Kerzen und Bausteine aus Ton sind vertreten. Im Berufsbildungsbereich von proWerk werden Menschen mit Behinderung oder psychischer Beeinträchtigung rehabilitiert und für das Berufsleben qualifiziert.

Die Sonderausstellung ist bis zum 9. Mai sonntags von 14 bis 17 Uhr sowie am 2. Ostertag und am 1. Mai geöffnet.

Unser Tipp: Kindergeburtstag im Holzhandwerksmuseum. Sägen, Hobeln, Schleifen, Bohren, Kleben, Schatzkästchen oder Holzschiffchen bauen – Tel. 05223/86403 oder 84882.

Die Orgelbauer von Wehrendorf

In ihrer Reihe der Beiträge zur Ortsgeschichte brachte die Geschichtswerkstatt Exter jetzt die biografischen Aufzeichnungen von Marianne Steinmann heraus. Auf 124 Seiten, illustriert mit 64 Fotos, ist die Geschichte der Familie und des Orgelbaubetriebs Steinmann zu lesen. 1910 begann Gustav Steinmann mit Bau und Vertrieb von Orgeln. Heute, 100 Jahre später, klingen die „Königinnen der Instrumente“ aus Wehrendorf in der Hälfte aller Kirchen im Kirchenkreis Vlotho, in der gesamten Region und weit darüber hinaus.

Für 8 Euro erhältlich im Vlothoer Buchhandel, in Herford bei Buchhandlung Otto und unter www.gwexter.de

Lesetipp: Die Sichler von Holsen

Eckhard Möller: Die Sichler Evon Holsen. Charadrius 45 (2009), Seiten 231-234. Ein Bericht über zwei Sichler, die 1994 in einer Schweinesuhle in Holsen entdeckt und fotografiert worden sind, und über alle bisher in NRW nachgewiesenen Sichler.

HF Magazin
Impressum

hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, C. Mörstedt, E. Möller), verantw. für Red. H. Braun, Herford, für Anzeigen M.-J. Appelt, Bielefeld. Herstellung J.D.Küster Nachf. Pressedruck GmbH&Co KG, Bielefeld.

Holschken klockern zum alten Kotten

Der historische Fahrbericht zu Fuß: Die Schweichler Giraffenklasse in Holzschuhen

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Wenn es stimmt, was die Leute erzählen, dann waren die Winter früher noch richtige Winter und die Kinder gingen bei Schnee und Eis, Wind und Wetter in Holzschuhen zur Schule. Kann das sein?

Weil der Winter gerade ein richtiger Winter ist, können wir es ausprobieren. 28 Kinder aus der Giraffenklasse der Schweichler Grundschule stellen sich auf und wechseln mit ihrer Lehrerin Kettlyn Scheiding die Straßenseite zur Museumsschule. Dort warten rund 40 Paar Holzschuhe in diversen Kindergrößen und Christa Gante. Die Lehrerin im Unruhestand kennt sich mit der Volksschule alter Zeit aus. Sie hilft den Kindern in die Pantinen. Dabei erzählt sie, wie es in vielen armen Familien auf dem Land für drei Kinder höchstens ein Paar Lederschuhe gegeben habe – weshalb nur ein Kind mit zur Kirche oder zu Besuch in die Stadt gehen durfte. Holzschuhe waren nicht fein genug.

Gina sagt, sie kennt sich mit Holzschuhen aus; für alle anderen ist das harte Schuhwerk neu. Bis zu fünf Paar Socken haben sie sich vorsichtshalber angezogen, man weiß ja nie. Die ersten springen und hüpfen schon vor der Deele herum, das poltert so schön.

Der Mit-Tester selbst trägt Pappelholz (leicht, splitterfrei, abriebfest), Münsterländer Stil, für 16 Euro frisch gekauft bei der bäuerlichen Genossenschaft, Hersteller unbekannt.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gingen landauf, landab Holzschuhmacher ihrem Gewerbe nach. Oft kamen sie als Wanderarbeiter mit ihrem Werkzeug zu den Bauern auf den Hof und gingen erst wieder, wenn die ganze Sippschaft in neuen Holschken dastand. Anders Heinrich Wittkötter, der mit zwei, drei Angestellten eine kleine Landwirtschaft und einen Lohndreschbetrieb unterhielt. Um die arbeitsarme Winterzeit zu überbrücken, richtete er 1925 seine



Lange Reihe: Die Kinder der Giraffenklasse aus der Schweichler Grundschule probieren, wie es sich mit Holzschuhen läuft. Das geht am besten mit einer schönen Polonaise. FOTOS: KIEL-STEINKAMP



Zeig'her: Am Spann sind Holzschuhe mit Leder weich gepolstert.



Test: HF-Autor Christoph Mörstedt mit seinen Holschken.



Los geht's: 28 Kinder auf dem Weg zum alten Kotten.

Werkstatt an der Bruchmühlener Straße in Rödinghausen-Kilver ein und stellte fortan Holzschuhe her. Rohlinge bezog er aus dem Münsterland: Pappel für Frauenschuhe, festere Birke für die Ziegeleiarbeiter in Ennigloh und Holsen, gelegentlich Erle oder Weide.

Gegen Ende der 1960er Jahre stellten Wittkötters die Fabrikation ein – Holschken brauchte niemand mehr. Im Wittekindland ist das Gewerbe heute ausgestorben; die letzte Werkstatt steht im Hiddenhauser Holzhandwerksmuseum.

Die Versuchstruppe ist start-

klar. Es geht Richtung Alter Kotten am Schweichler Berg, wo seinerzeit eine arme Heuerlingsfamilie gewohnt hat, deren Kinder wie alle anderen zur Schule mussten. Wir gehen also einen historischen Schulweg. Schon nach der ersten Biegung haben die Kinder herausgefunden, was den maximalen Sound bringt: Gleichschritt. 28 gut gelaunte Kinder mit 56 Holzschuhen: Links, rechts, links, rechts – Schweichelnbebt.

Am alten Kotten ist Halbzeit. Die Zwischenbilanz zeigt, dass einige Tester nicht ganz die richtige Schuhgröße erwischt haben. Sie tauschen mit anderen; nur zwei ziehen wieder ihre eigenen Schuhe an. Kalte Füße? Nö.

Gegen kalte Füße packten sich Holzschuhgänger gerne Stroh oder Zeitungspapier mit in den Schuh. Unangenehm wurde es, wenn Schneeklumpen an den Strümpfen kleben blieben und dann während des Unterrichts langsam tauten. Nasse Füße waren unbeliebt. Ansonsten machten sich die Schuhe aus dem nachwachsenden, recyc-

lingfähigen Rohstoff vielerorts nützlich. Gießerei- und Hüttenarbeiterfüße schützten sie vor Hitze. Wer in der Nässe arbeitete – Schlachter, Gerber, Bauern, Torfstecher, Fischer – trug Holz am Fuß. Sicherheit gegen fallende Steine war auf dem Bau, in der Ziegelei, im Steinbruch gefragt. Was Holzschuhe aushalten, demonstrierten jüngst zwei Bremer Schüler bei „Jugend forscht“. Unter dem Gewicht von 360 Kilo gaben die modernen Stahlkappen-Sicherheitsschuhe kläglich auf. Die Holschken gewöhnlicher Bauart blieben heile und die Füße in ihnen auch.

Abgelöst wurden Holzschuhe von den Gummistiefeln. Charles Goodyear hatte 1840 herausgefunden, wie man mit Schwefel und Ruß, Wärme und hohem Druck aus Rohkautschuk Gummi macht. Gore-Tex und andere Membranen verhelten seit gut 25 Jahren den Füßen zu trockenem Kleinklima.

Rückweg. Es klockert munter die Straße entlang, die Kinder werden schneller, die Laune lei-

det nicht. Zurück im Klassenraum – die Holschken trocknen auf der Deele – kommt das Versuchsprotokoll. Jessica, Dion und Henry fanden gut, dass es etwas Neues zum Ausprobieren gab. Rümeyssa, Hannah, Jonas und Sarah hat es anfangs Spaß gemacht, dann tat es hier oder da weh. Vivien, Sabrina und Dorothea tat es mehr weh, zum Beispiel am kleinen Zeh beim Springen. Jonas und Tobias mussten sich bergauf anstrengen, während Jennifer sich schnell gewöhnt hatte. Die Schlussabstimmung ergab mit 27:1, dass die eigenen Schuhe bequemer sind. Trotzdem trauen sich alle 28 Kinder zu, eine ganze Woche in Holzschuhen zur Schule zu kommen.

Und das bei dem Winter.

Technische Daten

- ◆ Ein Paar Holzschuhe, münsterländische Form
- ◆ Größe: 42
- ◆ Gewicht: 998 Gramm
- ◆ Länge: 33 cm
- ◆ Breite: 12,5 cm (Ballenbereich), 9 cm (Fersenbereich)
- ◆ Höhe (Rist): 12 cm
- ◆ Wandstärke (seitlich): ca. 5 mm, Sohlenstärke ca. 30 mm
- ◆ Holz: Pappel, zweifach lasiert, unverziert
- ◆ Ristbesatz aus zweischichtigem Leder, Breitcord und Gurtband, getackert
- ◆ Hersteller unbekannt; aktuelle Großhandelsware
- ◆ Preis: 15,99 •

Auf Langstrecke

◆ Wie weit kommt man in Holzschuhen? Bis ins 20. Jahrhundert hinein machten sich jedes Jahr im Frühjahr junge Männer aus Westfalen und Lippe auf den Weg, um in den Niederlanden zu arbeiten. Die sogenannten „Hollandgänger“ verdingten sich als Grasmäher,

Torfstecher, Deicharbeiter, Ziegler oder Seeleute. Erst im Herbst kamen sie zurück. In der Zeit bis zum Bau der Eisenbahnen waren sie in Gruppen zu Fuß unterwegs, zwei-, dreihundert Kilometer je Weg. Nach allem, was wir wissen, trugen sie Holzschuh.

Mittelspecht mit großer Klappe

Eine kaum bekannte Vogelart: Er braucht alte, reife, naturnahe Wälder, in denen Tothölzer geduldet werden

VON ECKHARD MÖLLER

Mit Sicherheit ist er der in der Bevölkerung am wenigsten Bekannte aus seiner Gruppe. Dabei hat er doch eigentlich eine ziemlich große Klappe. Allerdings hört sich seine Stimme oft gar nicht spechtartig an, sondern klingt wie ein klagendes, jammerndes Quäken (quää-quää), das er von etwa Januar bis Juni, am häufigsten von März bis Mai von sich gibt.

Trommeln hört man von ihm so gut wie nie. Wenn man den Quäker endlich in einer Baumkrone gefunden und im Fernglas hat, geben seine Farben die letzte Sicherheit: Es kann nur ein Mittelspecht sein.

Leuchtend rot ist seine Kopfplatte, und diese roten Federn kann er bei Erregung auch noch abspreizen, um die Wirkung zu erhöhen.

Vieles an seinem Körper ist schwarzweiß wie bei einem Buntspecht, mit dem er bei flüchtigem Hinschauen verwechselt werden kann. Aber sein Bauch ist bis zum „Hintern“ rosa, und seine Unterseite ist deutlich gestrichelt. In seinem weißen Gesicht fällt das schwarze Knopfauge auf.

Dass kaum jemand ihn kennt, hat seinen Grund darin, dass er so selten ist. Es leben weniger als zehn Individuen dieser Spechtart im Kreis Herford, und auch im Winter oder zu den Zeiten des Vogelzugs kommen keine dazu, denn sie ziehen natürlich nicht.

Der Grund für seine Seltenheit ist nicht, dass es hier nicht genug Bäume geben würde (die gibt es reichlich), sondern dass diese nicht alt genug werden. Bevor sie das für Mittelspechte passende Alter erreicht haben,



Leuchtend rote Kopfplatte: An der Grenze zu Lippe im Herforder Stuckenberg ist jetzt wieder das klagende Quäken einiger Mittelspechte zu hören.

kommt meist die Motorsäge.

Mittelspechte haben die besondere Nische, dass sie nicht wie ihre Specht-Kollegen Käferlarven oder andere Insekten aus dem Holz heraushacken, dass die Späne fliegen.

Sie sind eher Sucher und Sammler, die Beutetiere aus den Rindenritzen und den Moosen am Holz picken, als würden sie

eine Pinzette benutzen. Das macht aber nur dort Sinn, wo die Rinde auch rauh und tief rissig ist und Störstellen hat, weil sich dort viele Beutetiere aufhalten. Solche Borken haben aber nur alte Bäume.

Noch vor gar nicht langer Zeit dachten die Ornithologen, Mittelspechte würden nur in Eichenwäldern leben, wo es genügend

solche Rinden-Flächen gibt. Neuere Forschungen, vor allem auch in Ostdeutschland, haben aber ergeben, dass sie auch in anderen Waldtypen existieren können, sogar in Erlen- oder anderen Laubwäldern. Diese müssen nur ausreichend alte Bäume aufweisen, je mehr desto besser.

Wenn man den Kreis Herford durchwandert, wird man solche

Strukturen vergeblich suchen. Die besten Chancen, in der Umgebung einen Mittelspecht zu hören und dann auch zu sehen, hat man hier, wenn man knapp die Grenze ins Lippische überquert und im Salzufler Obernberg beobachtet. Vor allem in den Althölzern dort kann man sie finden.

Die logische Folge ist, dass die sehr wenigen Herforder Mittelspechte ausschließlich an dieser Grenze leben – mit Kontakt zu den lippischen Kollegen.

Auch aus der Vergangenheit gibt es nur sehr wenige Hinweise auf diesen besonderen Vogel: In den 1950er Jahren wurde er im Schweichler Wald beobachtet. 1957/58 vermutete der Löhner Ornithologe Erich Horstkotte Bruten in dem Gehölz „Fichten“ nahe der Werre, war sich aber nicht sicher.

Von 1963 gibt es eine Brut-Angabe aus dem Naturschutzgebiet Linnenbeeke in Vlotho. Von Dezember 1980 bis März 1981 benutzte ein Mittelspecht eine Schlafhöhle im Ulenburger Wald in Löhne, brütete dort aber nicht. Auch in den ersten Monaten 1984 hielt sich dort einer auf.

Das war es dann schon mit Mittelspecht-Nachweisen aus dem Kreis Herford. Alle weiteren Beobachtungen erfolgten seitdem nahe der Grenze zum Nachbarkreis Lippe.

Mittelspechte und herkömmliche Forstwirtschaft, die von der Produktion schnurgerader, astloser Gorch Fock-Masten träumt, kommen nicht miteinander klar.

Mittelspechte sind Anzeiger von alten, reifen, naturnahen Wäldern, in den auch mit Moos bewachsene Krüppelbäume eine Überlebenschance und Tothölzer eine Daseinsberechtigung haben.

Alltag in Löhne vor 100 Jahren

Neuerscheinung: Die Forschungen des Lehrers und Kantors August Göhner

Wie die Menschen in Löhne um 1900 lebten, darüber berichtet der Lehrer und Kantor August Göhner im Band 5 der im Verlag für Regionalgeschichte erschienenen Reihe „Geschichte im unteren Werretal“.

Göhner, 1896 in Gohfeld geboren, lebte und arbeitete bis zu seinem Tode 1974 in seiner Heimatstadt.

Seine Steckenpferde: Die Erforschung der plattdeutschen Mundart und des alten Brauch-

tums. Deshalb geht es in dem Buch um Themen wie Fest und Feier, Tod und Begräbnis, die bäuerliche Arbeitswelt, altes Handwerk sowie Familie und Gesinde. Natürlich up platt – und für heutige Leser in hochdeutscher Übersetzung. Besonders gelungen: Der zweisprachige Satz ist passgenau gesetzt und erleichtert dem Plattdeutsch-Laien das Lesen. Auch die plattdeutsche Sprache und ihre Schreibweise sind stimmig und plausibel.

Das Buch ist reich bebildert mit Zeichnungen und Fotografien der Mennighüffener Fotografen Gottlieb und Friedrich Schäffer.

„Alltag in Löhne vor 100 Jahren“ gibt für 14,90 Euro Einblicke in eine vergangene Lebens- und Sprachwelt. Erhältlich ist es im örtlichen Buchhandel sowie im Heimatmuseum Löhne und im Kulturbüro in der Werretalhalle Löhne.

Weitere Infos: Stadtarchiv Löhne (05732/100317)



Ländlicher Alltag: Löhner Holzschuhmacher bei der Arbeit.

FOTO STADTARCHIV LÖHNE

Wunschlos glücklich in Herford

Migrations-Geschichten: Norma Erminda Brandt aus Uruguay / Verwurzelt im christlichen Glauben

VON MONIKA GUIST

Norma Erminda Brandt, geborene Kahl, wurde 1951 in Santa Blanca bei Paysandú unter dem weiten Sternenhimmel Südamerikas geboren. Sie ist eine Deutsche aus Uruguay und gehörte dort zu den 40 000 Deutschstämmigen. Jetzt lebt sie im Kreis Herford.

Als Kind ritt sie täglich mit ihrem Pferd auf Palmenwegen zur Schule: „Meine Mutter wanderte 1948 nach dem Krieg nach Uruguay aus. Bald lernte sie meinen Vater kennen, der als Russlanddeutscher bereits seit dem Ersten Weltkrieg in Uruguay lebte. Ich bin die zweite Tochter ihrer fünf Kinder.“

Im Landesinneren hatten die Eltern einen großen landwirtschaftlichen Betrieb: „Meine Kindheit spielte sich draußen mit den vielen Kindern und den Hühnern, Gänsen, Enten, Kühen und Pferden ab. Nach der Schule ritten wir nach Hause und heute noch erinnere ich mich an den Baum mit den gelben, kleinen Kokosnüssen, die wir so gerne aßen. Diese Kokosnüsse musste man nicht knacken. Sie schmecken wie frische Datteln.“

Auch wenn sie in der Schule Spanisch lernt, so ist ihre Muttersprache Deutsch. Es ist die Sprache, die sie mit ihrer Familie, den Nachbarn und vor allem der Kirchengemeinde spricht.

Ihre Familie gehört wie viele andere Deutsche in Uruguay der evangelisch-freikirchlichen Gemeinde der Baptisten an. Sie sorgt für eine feste deutsche Gemeinschaft, die tief im Glauben verbunden ist.

In der Gemeinde spielt sich das religiöse, aber auch kulturelle Leben der Deutschen in Uruguay ab. „Das Schriftdeutsch haben wir über die Bibel und das Bibellesen gelernt“, erinnert sich Norma Brandt.

Als der Landwirtschaftsbetrieb der Eltern nicht mehr genügend abwirft, zieht die 18-jährige Norma mit ihrer Familie nach Buenos Aires in Argentinien um. Dort arbeitet sie unter anderem im Haushalt des Pastors der Baptistengemeinde und unterstützt die Arbeit der Pastorenfrau.

„Wir haben sozusagen Sozialhilfe geleistet: Wir haben Kuchen in Heime gebracht, dort mit alten Menschen und Kindern gesungen und geholfen. Das habe ich sehr gerne gemacht.“

Eine Ausbildung hat sie nicht bekommen – „dazu gab es auf dem Land keine Gelegenheit“, sagt sie. In Buenos Aires besucht



Aus Uruguay nach Herford: Norma Erminda Brandt vermisst nichts in ihrer neuen Heimat. Die baptistische Gemeinschaft gibt ihr Kraft.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

sie neben ihrer haushalterischen Arbeit die Abendschule, um sich weiter zu bilden.

Bald lernt sie ihren Mann – ebenfalls einen Deutschstämmigen – kennen. Vierzehn Tage nach der Hochzeit wandern sie nach Deutschland aus.

Das junge Paar ist auf der Suche nach einem neuen Horizont und beschließt, zu Normas Familie in Lage zu ziehen.

„Das Ankommen im November 1977 war ganz toll: Es gab Schnee! Das kannten wir gar

nicht. Es war so schön.“ Allerdings wundert sich das Paar, dass abends die Straßen in Deutschland leer bleiben. „In Argentinien gibt es Nachtleben. Wenn die Leute von der Arbeit kommen, dann gehen sie aus. Die Restaurants sind voll – da ist es manchmal billiger essen zu gehen, als zu kochen.“

Der Onkel hat Herrn Brandt eine Arbeit in einer Möbelfabrik beschafft, so dass das junge Paar schnell unabhängig ist. Selbstverständlich schließen sie sich auch

in Lage der Baptistengemeinde an und fühlen sich nicht fremd. „Wir waren schon immer Deutsche und haben uns auch immer so gefühlt. Sprachlich hatten wir auch keine Probleme. Ich hatte sogar von Geburt an einen deutschen Pass. Das deutsche Konsulat stellte den Deutschen in Uruguay auf Wunsch einen deutschen Pass aus. Wir sind so erzogen worden, dass wir immer umgeben waren von Deutschen. Die deutsche Kultur hat uns geprägt.“

Die baptistische Gemeinschaft

◆Bürgerrechtler Martin Luther King, viele amerikanische Präsidenten, die Soulsängerin Aretha Franklin, der Schriftsteller John Grisham oder Britney Spears gehörten oder gehören den Baptisten an.

◆Wie alle evangelischen Kirchen haben auch die Baptisten ihren Ursprung in der Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts. Viele Anhänger reformatorisch geprägter Glaubensbewegungen wanderten im 17. Jahrhundert in die Vereinigten Staaten aus, wo sich auch die baptistische Glaubensgemeinschaft entwickelte.

◆Im 19. Jahrhundert kehrte

der Baptismus wieder nach Europa zurück. Johann Gerhard Oncken gründete am 23. April 1834 die erste Gemeinde in Hamburg, die zur Keimzelle vieler kontinentaleuropäischer Baptistenkirchen wurde.

◆Der heutige offizielle Name der deutschen Baptistenkirchen lautet Bund Evangelisch-Freikirchliche Gemeinden in Deutschland. Ein einheitliches baptistisches Glaubensbekenntnis gibt es nicht. Ein übereinstimmendes Merkmal der Baptisten ist ihre Ablehnung der Kindertaufe.

◆Baptisten lassen sich im entscheidungsfähigen Alter taufen

und sprechen von Gläubigentaufe. Die alleinige Richtschnur für baptistische Lehre, Glauben und Leben ist die Bibel.

◆Mit rund 85 000 getauften Mitgliedern (ohne Kinder und Freunde) in 862 Gemeinden bilden die Baptisten die größte Freikirche in Deutschland. Eine weitere baptistische Gruppe in Deutschland bilden verschiedene Bünde russlanddeutscher Rückwanderer.

◆Baptisten treten weltweit für Glaubens- und Gewissensfreiheit des Menschen ein. In rund 160 Ländern der Welt existieren Baptistengemeinden mit fast 45 Millionen Mitgliedern.



1952: Gemeinsam mit ihrem Bruder sitzt die einjährige Norma Erminda auf der Decke (rechts) auf dem Bauernhof ihrer Eltern in Uruguay. Hinter ihr steht Mutter Anna, Großmutter Elisabeth sitzt bequem hinter den Kindern.



Neu in Deutschland: Norma Erminda 1979 in Lage.

Seit 1990 lebt Norma Brandt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern in Herford.

„Zu Hause ist man da, wo man die Familie hat und sich wohl fühlt. Ich fühle mich richtig wohl in Herford. Wo sonst kann man so schön am Fluss am Wall spazieren gehen wie in Herford? Gemeinsam mit meinem Mann arbeiten wir nebenher als Hausmeister in der Herforder Baptistengemeinde. Ich singe in der Gemeinde im Chor mit und gehöre jetzt hier dazu.“

Da geht es ihrem Mann etwas anders. Seine Familie lebt nach wie vor in Argentinien und er denkt öfter als Norma an die alte Heimat.

Das religiöse Leben spielt seit ihren Kindertagen eine tragende Rolle in ihrem Leben. „Der Glaube ist sehr wichtig“, erklärt Norma Brandt. „Ich bin in den baptistischen Glauben hineingewachsen und bin auch dabei geblieben. Ich freue mich, dass heute meine Kinder den Glauben weiterleben und ihn nie in Frage gestellt haben.“

Vermissen tut sie nichts. Nach einem kleinen Zögern verriet sie: „Doch, ich vermisse den großen südamerikanischen Sternenhimmel mit seinen tausend Sternen und den vielen Sternschnuppen.“

Ansonsten ist sie Wunschlos glücklich in Herford.

Weser-Fähre im Pfannkucheneis

Als der Fluss bei Vlotho noch regelmäßig zufror / Die Wirkung von Kali-Abbau und Kraftwerk Veltheim

VON WILFRIED SIEBER

Als die Weser noch zufror, waren die Winterkälter und länger, was nicht nur dem subjektiven Empfinden heutiger Senioren entsprach. Der Strom wurde früher häufiger von einer dicken Eisdecke verschlossen. Aber mit der Ausweitung des Kali-Abbaues in Thüringen und Ostthüringen und der Einschwemmung großer Mengen Salz in die Quellflüsse hatte das ein Ende.

Die Weser fror nicht mehr durchgängig zu. Zumindest bis in die 1990er Jahre, als die meisten Bergwerke in der ehemaligen DDR aufgelassen wurden.

Die Werra wird in gewissem Umfang immer noch mit solchen Abwässern belastet, doch allmählich wird wieder öfter mit Eisgang auf Ober- und Mittelweser zu rechnen sein.

Fünf Wochen Dauerfrost beispielsweise im Januar/Februar 1996 ließen die Werra zwischen Witzenhausen und Hann. Münden zufrieren. Durch starken Eisgang auf der Oberweser musste manche Fähre ihren Betrieb einstellen. Nur in Vlotho friert sie nicht zu.

1928 wurde hier die erste Straßenbrücke über die Weser freigegeben. Vorher konnte der Fluss zwischen Vlotho und Uffeln nur mit der Fähre überquert werden. Die 1875 gebaute Eisenbahnbrücke durfte man als Fußgänger nicht benutzen.

Doch das Eis der zugefrorenen Weser bot den Vlothoern einen Überweg. Fußgänger konnten die Maut für Brücke oder Fähre sparen, letztere verkehrte



Mit der Fähre durch Vlothoer Weser-Eis: In der Vorkriegszeit (unser Foto entstand um 1930) fror die Weser noch regelmäßig zu. Die kreisrunden Eisschollen werden auch „Pfannkucheneis“ genannt.

FOTOS: GESCHICHTSWERTKSTATT EXTER

bis 1937. Das war nicht unbedenklich, wie alte Bilder zeigen, etwa ein um 1930 auf der Höhe der heutigen Stadtwerke entstandenes Foto. Es zeigt eine vermeintlich geschlossene Eisdecke. Damals kam es vor, dass die in Höhe der Werft Büsching und Rosemeyer verkehrende Fähre sich durch Eisschollen kämpfen musste. Die kreisrunden Eisschollen werden auch „Pfannkucheneis“ genannt: Es entsteht, wenn sich bei geeigneten Strömungsverhältnissen Eisschollen gegeneinander drehen und zu runden tellerförmigen Gebilden abschleifen. Erzählt wird, dass bei geschlossener, tragfähiger

Eisdecke die Fährbetreiber Holzböhlen auf dem Eis auslegten, so stand Fahrzeugen eine halbwegs ebene Fläche zur Verfügung.

Als 1945 die Straßenbrücke über die Weser zerstört wurde, erlebte die Weserfähre in Vlotho eine kurze Renaissance, bis sie 1951 durch die wieder hergestellte Brücke endgültig ersetzt wurde.

Letztmals konnten die Vlothoer Ende der 50er-Jahre auf Weser-Eis laufen. Seither verhinderte das vom Kraftwerk Veltheim in den Fluss gepumpte Kühlwasser das Zufrieren des Stromes. Der Yachtclub Erder, dessen Hafen zu Füßen des Kraftwerks liegt, profitiert davon.



Geschlossene Eisdecke: Das Bild (um 1930) entstand in Höhe der heutigen Stadtwerke. Kann man den Fluss hier gefahrlos überqueren?

Anzeige

Meine Region, meine Zeitung!

Lebendige Vergangenheit aus dem Kreis Herford:

Das HF-Geschichtsmagazin

Nur in Ihrer Neuen Westfälischen!



Neue Westfälische
OSTWESTFALENS STARKE SEITEN